

(Nachdruck verboten.)

Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

Mitten in die landwirtschaftliche Unterhaltung hinein plakte der Polenschmied mit den Worten:

„Kaffee, Weid und Quetschenmus —
Ich steck die Nas in Spiritus!“

Der Balkmüller verstand den Wink und befahl dem Mühlknecht, die Ploekfrüge herbeizuschaffen. Alle langten zu. Gluckend lief der Branntwein die Kehlen hinunter. Ueber den roten Köpfen der Becher stand eine Wolke von Tabaksqualm.

Der Polenschmied, ein gefährdeter Spötter, nahm den Dürrhannes aufs Korn, der mit einer Schramme auf der Stirn erschienen war.

„No, Hannes, wo hast Du Dir dann die Blessur geholt?“ „Galt doch Deine dreidige Schnauz!“ fauchte der Dürrhannes wie ein bissiger Kater. „Wann Du's aber wissen willst,“ setzte er minder giftig hinzu, „ich hab in der Scheuer ein' Fall getan.“

Der Polenschmied lachte. Er wußte es besser. Der Dürrhannes war bei grauem Tag wieder einmal beduselt heimgekommen. Seine Frau hatte ihn angeranzelt: „Wann Du Dein' Kaffee net schwarz trinken willst, mach Dich in den Stall und melk.“ Das tat der Hannes, erwischte aber in der Küche statt des Melkeimers einen Henselforb. Den stellte er unter die Kuh, und die Milch floß in den Stall. Die Frau kam dazu, nahm den Korb und stülpte ihn ihrem Mann so nachdrücklich über den Kopf, daß gleich ein Fez'en Haut mitging. „Den Korb“, schrie sie, „behältst Du mir über, daß Dein bißchen Verstand net auch noch fortlaufen tut.“ Das trug der Polenschmied mit vollendeter Komik vor und erregte Stürme von Heiterkeit.

Weiter unten an der langen Tafel, die für die Mannsleute in der Wohnstube hergerichtet war, tischte der Hannbast Selzer, genannt der Afrikaner, seinen Nachbarn Kriegsgeschichten auf. Er hatte gegen die Herero gekämpft und machte Anspruch darauf, als Respektsperson zu gelten.

„Du seist doch so ein Wildbretsknapper,“ sagte der Fockelsheinrich, „seist Du dann im Afrikanischen auch auf die Jagd gegangen?“

„Das versteht sich,“ antwortete der Hannbast. „Wie bei uns die Feldmäus, laufen da drunten die Löwen herum. 's sein aber auch Panther da und Nashörner und wie das Getier all' heißt. Wir lagen emal vor den Karasbergen im Bivak. „Selzer,“ spricht mein Major, „s is eine Hundekalt, du kannst dir ein bißchen Bewegung machen.“ „Jawohl, Herr Major!“ sagt ich, warf meine Büch' über den Buckel und tat mein' Kanzen um. Man soll's net glauben, was da all' hinein gangen is. Ich war noch gar net weit kommen, da guckt ein Löb aus so einem Buschwerk eraus. Ich meine Büch' an den Waden und treff ihn aufs Blatt. 's war ein barbarischer Kerl! Wie ich ihn glücklich in meinem Kanzen hatt, merkt ich erst, was ich zu schleppen hatt. Eh passiert ich eine Schlucht. Da äugt so ein Panther von oben erabber. Ich net faul, jag ihm zwei Spitzkugeln durch die Brust. Das Gewitteroos tat ein' Plumps, daß einem Hören und Sehen verging. Ich packt's in mein' Kanzen und dacht: das kann heut ein schön Lästchen werden! Dernachert kam ich in einen großen Wald. Da pfiffen die Vögel, wie bei uns die Orgeler spielen. Und stand ein Nashorn und grunzt mich an. Ich meine Büch' an den Waden —“

„Galt!“ unterbrach den Helden der Kappes am Sirsch-Ed und schlug mit seiner mächtigen Lake auf den Tisch. „Schießen darfst du das Nashorn. 's kommt mer aber net in dein' Kanzen. Denn der is voll.“

Der Afrikaner ließ sich nicht verblüffen und schwadronierte ruhig weiter.

Neben dem Bürgermeister hatte der Lehrer als Ehrengast Platz genommen. Schräg gegenüber saß der Margolspeter. Der sprach mit dem Dorfhauptling kein Wort, denn er hatte ihn wie den leibhaftigen Teufel. In jungen Jahren

waren die beiden ein Herz und eine Seele gewesen, ja der Pfarrer hatte sie in ihrer Brüderlichkeit den Burschen als leuchtendes Beispiel hingestellt. Wie nun der Peter zum Militär einrücken mußte, empfahl er seinen Schatz, die Seilersemma, dem wachsamem Auge des Dusenfreundes. Nicht, weil er dem Mädchen mißtraute, aber er wußte, daß ihre Eltern, die selbst in guten Verhältnissen lebten, auf einen reichen Eidam in Maar spekulierten. Die Seilersemma schenkte ihrem Liebsten zum Abschied ein Paar Hosenträger. Darauf stand zierlich in Perlen gestickt:

„Rosmarin, Bergißmeinnicht,
Dein bleib ich, bis das Herze bricht.“

Ein Jahr war vergangen, da hörte man im Badhaus rafaunern: „Die Seilersemma hat einen Mehlack gehoben, und die Kleie is bei sie gefahren!“ In der Tat hatte der „wachsame“ Freund sie betört, und die Hochzeit mußte beschleunigt werden. Als der Margolspeter erfuhr, wie übel ihm mitgespielt worden war, kochte das Blut in seinen Adern, und er schnaubte Rache. Indessen gelang es seinen Verwandten, ihn vor einem dummen Streich zu bewahren, und er lernte sich in das Unabwendbare schicken. Ein Menschenalter war darüber verstrichen. Unausstülgbar glühte in dem Peter der Haß gegen den Verräter. Dieser hatte sich mit Hilfe einer ihm ergebenen Partei zum vielbegehrten Posten des Bürgermeisters emporgeschwungen. Obwohl er nichts weniger als ein fähiger Kopf war, verstand er es dennoch, in der Person des Beigeordneten sich einen Mitarbeiter zu verschaffen, der ihn bei der Führung der Amtsgeschäfte unterstützte. Was er der Gemeinde nun vorzuschlagen mochte, immer trat ihm der Peter als Tadler entgegen, ja als ein Widersacher, der in seinem Haß kein Bedenken trug, seine wahre Meinung zu verleugnen. Die Bauern waren diese erbitterte Gegnerschaft seit langem gewöhnt und witzelten: „Wann der Burgemeister und der Margolspeter emal an einem Strang ziehen, dann legen die Küh' Eier und die Hinkel (Hühner) geben Milch.“ Daß die Verfeindeten sich bei mancher Gelegenheit, so auch heute in der Walkmühle, trafen, verstand sich im engen Bezirk des Dorfes von selbst.

Gegen Abend begann der eigentliche Hochzeitschmaus. Bei Anblick der lederen Speisen verstummte das Gespräch, und die Kunstwerkzeuge begannen ihre Tätigkeit. Draußen sangen Burschen und Mädchen das Ehestandlied. Ein großes Faß Bier wurde aufgelegt.

Der Bürgermeister, der sich eines guten Appetits erfreute, legte dicktatt seine Hand auf den Arm des Lehrers und fragte: „No, Herr Weilandt, wie weit sein Sie denn mit Ihrer Kaff?“

„Die kommt unter Dach und Fach,“ gab der Lehrer Bescheid und nannte, die ihre Mitwirkung zugesagt hatten.

Der Bürgermeister lehnte sich breit auf seinem Stuhl zurück.

„Die mir zu verlieren haben, dürfen schon was wagen.“

„Vom Verlieren kann keine Rede sein,“ versetzte der Lehrer scharf, „und es ist sehr bedauerlich, daß die Wohlhabenden im Ort einem gemeinnützigen Unternehmen gegenüber sich abseits halten.“

Der Bürgermeister griff nach seinem Glas, leerte es und sprach: „Ich schätz, ich kenn ein wink das Geseh. Und ich weiß, was Gastpflicht is. 's kann geraten mit der Kaff“. Das will ich gar net bestreiten. Sie kann aber auch schiebes gehen. Dann kriegt man die Mitglieder am Stragen.“

„Mit der gesehlichen Gastpflicht,“ erwiderte der Lehrer, „hat's keine Richtigkeit. Dafür schafft sich die Kasse aus sich selbst heraus Sicherheit, und Kapitalisten und Darlehensempfänger kommen zu ihrem vollen Recht. Das Wohl und Wehe einer Genossenschaft hängt von den leitenden Männern ab. Und Gott sei Dank! Wir haben hier ehrenhafte und tüchtige Männer, die so einer Sache vorstehen können. Die Geschäftsführung wird ihnen noch besonders erleichtert, weil sie die Leute aus dem Sad kennen und nicht lang zu diskutieren brauchen, ob einer Kredit verdient oder nicht.“

„Ich geb dem Burgemeister Beifall,“ nahm der Butternickel das Wort. „Bei der Gastpflicht muß der Kopf herbeigetan werden. Aber da sitzt ja der künftige Herr Rechner!“

Der schwächt kein eins! Der macht's wie der Ibseshäuser Papagei und denkt sein Zeil!"

Der Krämerkarl war von einem Reisenden in seinem Laden über die Gebühr lang zurückgehalten worden und hatte sich als Spätling beim Hochzeitsmahl eingefunden. Nun legte er Messer und Gabel beiseite und sagte: „Besser, wie der Herr Lehrer sich ausgedrückt hat, kann ich's wahrhaftig nicht. Was der gesprochen hat, unterschreib ich, Wort für Wort. Kassen haben wir in den Städten meinem Bedunk noch schon genug gehabt. Wem haben sie Nutzen gebracht? Den Schindhunden, die den Landmann bewuchert haben. Das ist das Schöne bei der Genossenschaft, daß sie selber den Bankier macht und nach keinem Deibel zu fragen hat. Nebigens ist's ja kein Muß, daß eins Mitglied wird. Wer keine Lust hat, läßt's. Ich sag, wo ein guter Wille ist, da ist auch die Kraft. Und das is emal klar: die vorn am Steuer stehen, müssen treue Arbeit tun!"

Der Bürgermeister richtete sich hoch auf und wandte sich an die ganze Tafelrunde.

„Man kann viel schwächen, wann der Tag lang is. Vom Wasser wird kein Schmand abgeschöpft. Da muß auch gemolken sein. Ich bleib debei, in der unbeschränkten Haftung liegt eine große Gefahr. Steckt der Narren erst im Dreck, dernachert müßt ihr den Beutel ziehen. Ich sein der Bürgermeister. Ich denk für euch all!"

Der Margolfspeter, der, obwohl er dem Wortgefecht seine volle Aufmerksamkeit lieb, den Mund bis dahin nicht geöffnet hatte, erhob sich plötzlich und rief mit dröhnender Stimme: „Ich schäk, 's sein noch mehr Leut' im Dorf, die net auf den Kopf gefallen sein. Der Burgemeister spielt den Buzemann. He is doch bei der Kass' in Lauterbach. Die schreibt sich „Eingetragene Genossenschaft mit unbeschränkter Haftpflicht“. Und 's sein auch bloß Menschen. 's is merkwürdig, daß he da kein Argwohn hat! Ich will euch sagen, wie der Has' läuft. He is in Lauterbach interessiert und fürcht die Konfurrenz von der neuen Kass'. He gunnt dem Ort nix und trägt sein Geld fort. Ich mein, die Lauterbacher brauchen net alles zu schluden. Was andere können, können wir auch. Herr Lehrer, ich patßch mit!"

Wider Erwarten ging der Bürgermeister auf die Angriffe des Peter Margolf gar nicht ein, sondern sagte gelassen: „Was mich net beißt, kratz ich net. Noch emal: bleibt ewweger von der Kass'! Das End' trägt die Last!"

Sieben oder acht der angesehensten Bauern, die dem Dorf- oberhaupt nicht gewogen waren und hinter dem Margolf nicht zurückstehen wollten, erklärten dem Lehrer, sie träten bei,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Peter Allmers Häufelchen.

Von Ernst Robs (Luzern).

Herrgott! Das Häufelchen! So eins gabs im ganzen Dorf und weit in der Gegend keins. Von allen Häusern der Kirchengemeinde war es weder das größte, noch das prächtigste, noch das eleganteste, noch das kunstvollste, sondern von alledem gerade das Gegenteil. Es war, abgesehen von den erst kürzlich entstandenen Bretter- und Zinshütten, das Schlichteste und Zierlichste, das Einfachste und Kleinste, aber auch, und darin waren alle Leute des ganzen Dorfes einig: Peter Allmers, das Fabrikers Häufelchen, war weitaus das Hübscheste, was es im Dorfe zu sehen gab!

Alle Jahr, kurz vor dem Heuet, wenn der große buschige Golderkol wie ein riesiger Strauß mit seinen großen weißgelblichen Blütensternen übers Vordächlein lehnte, einen herrlichen dunklen Schlaghatten über die tarminbraunen Ziegel und schräg über das Mauerlein warf, dann kam der Professor von der Stadt mit den Kunstschülern, um das Häufelchen zu malen. Und das hätte man alle Jahre sehen sollen, wenn eine neue Klasse an die Reihe kam: Die vielen entzückten und beglückten jungen Gesichter!

Noch bevor sie den Malblock aufgeschlagen und Feldstuhl und Zeichenstift bereit hatten, guäden die jungen, hübschen Malerinnen durch ein Kartonrähmchen, und dann rief ein über das andere Mal: „U, das isch noggellig!" E wie isch das jetzt mörelig!* Sag kannst, Der etwas ältliche Professor der Aquarellkunst, der in seinem fleißigen, aber korrekten und wohlwollenden Weser in nichts den berühmten Meister des Faches verraten hätte, lächelte selbstzufrieden über diese ungemolten Huldigungen, die die Schüler mit ihren Ausrufen des Entzückens seinem Entdeckergenie darbrachten. Die jungen Maler aber hatten dann schon längst jeder für sich ein be-

sonderes Plätzchen im frisch gemähten Matteli ausfindig gemacht und zeichneten mit ernster Stennermienne geschäftig und fleißig drauf los.

Die Dörfler schauten dem eifrigen Treiben von der Straße herunter neugierig und andächtig zu und fühlten, welch großer Ehre Allmers alle Jahre von neuem teilhaftig wurden. Manch einer ließ sich die paar Schritte das Beglein hinunter nicht gereuen, stellte sich hinter die letzte Reihe der angehenden Künstler und verwunderte sich, wie flott, sicher und rasch da schon gearbeitet wurde. Dann stieß der eine den Nachbar heimlich an und raunte ihm zu: „Lue dert, ds Dach, ds Chemi. Gsch dert! No ds Räubli u d' Mein!" Und so wie einer der Maler rasch das Blatt herunterzeichnete und im Nu die Seitenansicht des Häuschens und seiner nächsten Umgebung mit ledern Strichen entwarf, so verfolgten seinen Stift die vielen Blicke mit Spannung und ohne einmal wegzusehen. Wieder stieß einer den andern an: „Zeh chunnt ds undere Räubli. Lue ds Bänkli ud Fänsterli. Dr Geißestall!" Und die Malerin nebenan war schon am Gärtchen mit dem alten verwitterten und über und über bewucherten Baum, der unter der Last des Gewächses und der Blüten da und dort zusammenzufallen schien. Zuletzt kam noch „ds Depsubäumli", dann der klare, wunderbare Himmel mit einigen lichten Wanderwolken und der maigrüne ferne Buchenwald mit bläßblauen Schattien und durchsickernden Lichtern.

Peter Allmers sechs Buben mußten natürlich auch dabei sein, und sie hatten an dem Ereignis noch eine ganz besondere Freude und Genugung: das Duzend herrliche Bilder, die da mit leuchtenden, prächtigen Farben gemalt wurden, stellten eben i hr Häuschchen und kein anderes dar! Sie konnten sich, als es gegen den Abend rückte, nicht satt daran sehen. Etwas so schönes konnte man sonst ja gar nirgends sehen! Weder die Wandbilder in der Schule, noch die Abbildungen in den Schulbüchern und im Kalender, noch in den Bilderbüchern, nichts kam den Werken dieser Maler gleich: Die hatten so wunderbar starke Farben!

Da wünschten sich alle Buben so „eine rechte Farbschachtel, wo man den Daumen durchstecken und bequem malen könnte." Ja, wenn man so etwas hätte, ginge es vielleicht auch. Die sechs Knirpse hatten gar nicht gewußt, wie schön ihr kleines Heim war, das nun mit dem Gärtchen, einem Teil des Mattelis und den Bäumen auf allen Bildern beinahe ganz Platz fand.

Zuletzt, als einzelne Künstler und Künstlerinnen schon ausgebrochen waren, kam Peter Allmer, der Vater, mit dem langsamen Schritt des von schwerer Arbeit ermüdeten Werkmanns, mit einem großen Vierpfunderbrot unterm Arme, das Beglein herunter getrappt. Sein Wesen und Charakter lag in seinem ganzen Außern und geruhigen Auftreten gespiegelt: Ruhige Gelassenheit, ernstes, nachdenkliches Sinnen und unweigerliche Entschlossenheit.

„So Bueben, was git 's?"

Das war sein ganzer Abendgruß. Dann stapfte er am moosigen Brunnen vorüber und posterte über die Laube, wo ihm sein Weib mit seinen groben Holzschuhen in den Händen entgegentrat; denn Allmer hatte zuerst die drei Geizen zu füttern und zu melken, wie es seine Gewohnheit war. Aber er konnte es sich doch nicht versagen, mit der Milchmelkter noch schnell übers Matteli zu laufen und nach den Malern zu sehen, die eben den letzten Pinselstrich anbrachten. Nun lag das Häufelchen ganz in dunklen Schattien. Die Bilder aber waren voller Licht und glänzender Sonne. Das war gut. Es gefiel Peter Allmer.

Da und dort wurden die Malgeräte zusammengepackt, und die Aquarelle lagen zum Trocknen im Gras. Er ging langsam von einem zum anderen. Wenn er eins anschaute, meinte er, das sei das schönste. Aber kaum, daß er das nächste eine Weile still betrachtete hatte, gefiel ihm dieses noch besser. Kurz, jeder Künstler hatte aus dem Häufelchen etwas anderes herausgesehen und wieder ins Bild hineingelegt, und das gefiel Peter Allmer.

Dann ging er bedächtigen Schrittes wieder zu seinen Ziegen. Ein warmes starkes Glücksgefühl durchströmte ihn, als er ins Ställchen trat, und es war, als ob dieses Gefühl plötzlich zu Worten geworden wäre, als es ihm über die Lippen murmelte: „Ja, ja, das Häufelchen!"

Am gleichen Abend, als die sechs Buben längst zu Bett waren und im Traume alle so herrliche Farbschachteln besaßen, durch die man den Daumen stecken und so bequem malen konnte, da saß Peter Allmer noch weit in den Abend und bis in die Nacht hinein im offenen Fenster des vorderen Stübchens. Eine rankende, bereits verblühte Stuzine streckte mit knorrigem Arm ihm ein Büschel langspitziger Blätter unters Kinn. Der im Garten blühende Reseda, in dem tagsüber die Vienen summten, strömte zusammen mit der in vollster Blüte stehenden Juniwiese einen bestrickenden Duft aus, der in vollen Schwaden durch das beinahe zu ebener Erde liegende Fensterchen drang und das Schlafen fast unmöglich machte. Hinterm Walde stieg mitternächtlich und groß die gelbe Scheibe des Mondes empor und kühlte die blühende Weite in duftigen, märchenhaften Schein; in der vernehmlichen Stille war nichts zu hören als das friedliche Aufatmen eines Kindes, das weitab ferne, nur zuweilen bemerkbare Lied junger Mädchen und das Zirpen der unermüden Grille im Gras. Nein, das hatten die Maler nicht gesehen, und war doch noch viel, viel schöner!

Endlich legte sich Peter Allmer von Müdigkeit überwältigt, doch

*) hübsch, zierlich, idyllisch, gän, das isch suberl!"

auch zur Ruhe. Zu viel denken und grübeln tut nicht gut, dachte er, als er zu Bett ging.

Alle Werktagmorgen gibts in einer Arbeiterfamilie frühe Tagewacht, und Peter Allmer wäre der letzte gewesen, der ein einziges Mal nur sein Lebtage lang die Arbeit verschlafen hätte. Heute mußte sein Weib ihn aufrütteln, und als sie beim Morgentisch einander bei Kaffee und Nösti (Kartoffelgericht) eine Zeit lang schweigend gegenüber gesessen hatten, unterbrach jene das Schweigen: „Was heisch nädig gha? I ha di wohl ghört süüze!“

Peter schwieg. Grittli fuhr fort: „Was heisch gää i der Fabrigge? Seit er wieder Verjammlig gha?“

Peter wischte sich den Mund, stand auf, warf den Zwerchjad über die Achsel und ging zur Arbeit. Auf dem Wege aber dachte er nur den einen Gedanken, daß er heute mit noch zwei anderen Erwählten vor den Fabrikherrn sollte, um über die Lohnforderungen zu unterhandeln. Das überlegt sich einer wie Peter Allmer zweimal! Als es vor zwei Jahren geheizen hatte, er könnte das Häufelchen kaufen, aber er habe kein Geld, da war eines Tages plötzlich der Direktor der Fabrik neben ihm an der Maschine gestanden: „Peter Allmer, Sie wollen das Niedhäufelchen kaufen? Na ja, begreife, Sie haben eine Schar Kinder, oder nicht? Da hält es ja gewissermaßen schon schwerer, eine genügende und billige Wohnung zu bekommen, nicht? Nun, wenn Sie Geld brauchen, so sagen Sie's. Na?“

Darauf war die Sache in drei Tagen in Ordnung gewesen und Peter besaß das kleine Gütchen. Seine Ersparnisse reichten gerade für die notwendigsten Reparaturen.

Nun hatte er sich früher und gestern wieder einen ganzen schönen Abend lang die Frage zurechtgelegt, ob ihn die Gefälligkeit seines Dienstherrn noch zu etwas Weiterem als einer genauen Verzinsung des Darlehens verpflichte, oder ob vielleicht auch nur die Absicht vorgelegen habe, ihn durch die erwiesene Gefälligkeit zu etwas wie besonderer Rücksicht zu verpflichten. Das letztere wagte er nicht zu entscheiden. Ueber den anderen Punkt war er schon im Reinen mit sich selber gewesen, als er in der Verjammlung das ihm aufgetragene schwere Amt angenommen hatte. Das eine stand ja fest: Wenn nicht er, so ginge ein anderer für ihn. Der Auftrag hatte ja eigentlich mit ihm, dem Peter Allmer, gar nichts zu tun — aber würde der Direktor oder der Fabrikherr das auch einsehen, oder würden sie es ihn entgelten lassen? Das war das schlimme „Aber“, und wenn er hieran dachte, so kam er immer zuletzt in seinen Gedanken auf das Häufelchen, auf das kleine Heimtli, das Heim seiner Kinder, und er dachte an seine drei schneeweißen Saanenziegen im Stalle, an die Hühner, die Freude seines waderen Weibes, an die Kaninchen, die eben zwei Kester voll Junge hatten, an denen sich die Buben tagelang unterhalten konnten, und er dachte auch, daß das Häufelchen eben gestern wieder gemalt worden war, daß es sich darinnen trotz der drei kleinen Stüblein herrlich wohnen ließ, daß die Buben auf dem Ackerlein schaffen lernten — und die Mondnacht mit der weiten blühenden Wiege trat vor sein geistiges Auge. Auch das gehörte ja zum Häufelchen!

Peter Allmer merkte kaum, daß schon eine ganze Strecke weit zwei Arbeitsgenossen neben ihm hergingen. Da kam ihm erst zu Sinnen, daß eigentlich jeder andere ihn hätte ersetzen können in der Ausführung der aufgetragenen Mission. Er brauchte nur heute noch vor der Arbeit dem Gewerkschaftsvorsitzenden zu erklären, er habe sich die Sache gestern abend lange und reiflich überlegt. Es wäre ohne weiteres ein anderer für ihn eingebrungen. Warum tat er es denn nicht? Nein, er konnte es nicht, er schämte sich beinahe vor sich selber, so ängstliche, mutlose Besorgungen überhaupt gehabt zu haben. Kein Mensch würde an so etwas denken. Es reute ihn sogar, so niedrig von der Fabrikleitung gedacht zu haben! Kein Mensch würde an eine so ungerade Maßregelung denken! Als er vor den Fabrikatoren ankam, war er wieder gleich weit wie gestern abend. Er wollte die Aufgabe nach bestem Können erfüllen. Man sollte nicht von ihm denken, daß er ein Unfreier sei. Gehe es, wie es wolle. Das war er sich selber und den Genossen schuldig.

Am gleichen Tage noch handelte Peter Allmer so, wie er es sich vorgenommen hatte. Er sprach frisch und unbeschwert, wie es nur eines Mannes würdig, und Peter Allmer war mit sich zufrieden. Die zwei anderen Abgeordneten ließen ihm den Ruhm, daß er famos gesprochen und sichtlich Eindruck gemacht habe.

Die Einigungsverhandlung, an der Peter Allmer so hervorragenden Anteil genommen hatte, zerbrach sich erfolglos. Die Lage wurde immer gefährlicher. Die Fabrikleitung eröffnete die Feindseligkeiten mit einigen Entlassungen: Peter Allmer war einer der ersten, der die Kündigung auf vierzehn Tage erhielt. Ein bei klarem Geschäftsgang ausgebrochener Streik blieb wirkungslos, und die schwarze Liste tat das übrige.

Nun ist die Geschichte vom Häufelchen fast zu Ende.

Eines Tages zog Peter Allmer mit Frau und Buben in die nahe Stadt. Seine geringen Habseligkeiten waren auf zwei Karren geladen, von denen er selber den einen schwereren, die Knaben den leichter beladenen zogen. Mit der Auflösung des Dienstvertrages war ihm von der Fabrik das Darlehen gekündigt worden. So kam er in die Proletarierviertel der Stadt, um die Tausende jener zu vergrößern, die ein gleiches oder ähnliches Schicksal denselben Weg führte. Er war kein Entwurzelter, obgleich er sein Heim, sein Ein und Alles, das Häufelchen, verloren hatte. Nein, Peter Allmer wurzelte tiefer! Es gab sein Häufel-

chen hin, aber behielt dafür seine Ueberzeugung, den Glauben an die hohen Menschheitsziele der Entrechteten, den Respekt vor sich selbst. Er behielt, was mehr ist als das schönste Häufelchen auf dem Lande, und tauschte gerne die düstere, langweilige Mietskajerne dagegen ein. So erzog er auch seine Buben, die zu unsern Besten zählen.

Manche der älteren Generation haben den bejahrten Peter Allmer noch gekannt. Freilich hat er die Landidylle aus früherer Zeit nie recht vergessen können. Und wenn er gut gelaunt war, dann konnte er stundenlang des langen und breiten erzählen, wie hart und rauh ihn damals das Geschick in die Finger genommen habe. Er pflegte dann mit den Worten zu schließen: „Wird noch mancher sein Häufel verlieren müssen, bis wir am Ziele sind. Aber wir bekommen einmal unsere Häufel wieder! Du und ich nit, und unsere Buben nit — aber wir, die Klasse, alle, die nach uns sind!“

Das ist die Geschichte von Peter Allmers Häufelchen.

Innerafrikanische Völkerkunde.

Die Weltgeschichte ist durch den Fortgang der Forschungen des 19. Jahrhunderts auf einen neuen Boden gestellt worden, weniger durch die Vertiefung der Unteruchung als durch ihre Ausdehnung auf Gebiete, die im Laufe der letzten Jahrzehnte eigentlich erst erschlossen worden sind. Früher war die sogenannte Weltgeschichte im wesentlichen nur eine Geschichte der Völker Europas, und andere Erdteile und deren Bewohner wurden nur insoweit hineingezogen, als ihre Betätigung in die Gesche der europäischen Völker eingriff. Das war besonders mit dem vorderen und inneren Asien der Fall, später mit Nordamerika und noch später mit Australien. Von Afrika wurde nur der nördliche Teil in Betracht gezogen, der durch das Bindeglied des Mittelmeeres mit dem südlichen Europa und dem näheren Orient aufs engste verknüpft ist. Auch die Geologen rechnen ja Nordafrika nach seiner erdgeschichtlichen Vergangenheit mehr zu Europa als zu dem übrigen afrikanischen Gebiet. Erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit wird die Notwendigkeit anerkannt, in eine „Weltgeschichte“ auch die wichtigsten Ereignisse einzubeziehen, die sich von den übrigen Erdteilen nachweisen lassen. Ein Historiker, der sich mit Weltgeschichte beschäftigt, wird heute auch an den alten Urkunden der ostasiatischen Völker nicht mehr vorübergehen dürfen, und als Ideal schwebt bereits deutlich eine Ergründung der Schicksale der gesamten Menschheit vor — unerreichbar wie ein Ideal und ebenso des Strebens wert und der Annäherung sicher.

Am weitesten rückständig ist die Kenntnis der Geschichte von Innerafrika, und das ist vollkommen begründet. Auf diesem Teil der Erdkarte fand das 19. Jahrhundert von allen stärker bevölkerten Räumen den größten weißen Fleck vor, und erst die letzten wenigen Jahrzehnte haben seine Ausfüllung gebracht. Auch die afrikanische Völkerkunde hat in dieser Zeit ein staunenswert großes und vielseitiges Material zusammengebracht, und doch würde es schwer, wenn nicht unmöglich sein, schon jetzt eine Geschichte der innerafrikanischen Völker auch nur für einige Jahrhunderte rückwärts, selbst bei Beschränkung auf die wichtigsten Ereignisse zu entwerfen. Der einheitliche Begriff des Negerstums ist freilich endgültig zerstört worden, und man weiß, daß sich in der Vielheit der innerafrikanischen Stämme eine fast unendlich erscheinende Summe alter Beziehungen verbirgt, die durch häufige und große Wanderungen über den Erdteil hin und durch Nachschübe aus Vorderasien, endlich durch die Vermischung erobernder und bestiegter Völker verwickelt werden. Jetzt sind diese Völker Innerafrikas in ihrem Gesamtzustand von der Gefahr einer neuen und schnellsten Umwälzung bedroht, nämlich von dem gleichmachenden Einfluß der Europäer, und es ist daher eine dringliche Aufgabe, an geschichtlichen Ueberlieferungen, die dort jetzt noch festgestellt werden können, möglichst schnell alles zu retten, was noch zu retten ist.

Für Innerafrika die notwendige Forderung in ihrem ganzen Umfang aufgestellt und auch praktisch in Angriff genommen zu haben, ist das Hauptverdienst der Unternehmungen von Leo Frobenius. (Er hat über seine letzte Expedition eben erst in Berlin Bericht erstattet.) Um diese richtig einzuschätzen, kommt es weniger darauf an, ob die bisherigen Entdeckungen seiner Expeditionen und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen die ihnen beigelegte Bedeutung haben, als darauf, daß jenes ganze Problem tatsächlich in Fluß gebracht worden ist. Frobenius hat die Unterstützung ausländischer Regierungen für seine Bestrebungen in so umfassender Weise erhalten, daß die Hoffnung besteht, wirklich das ganze Afrika mit Ausnahme der bereits besser bekannten Küstländer in diesen Rahmen zu fassen. Sorgfältig ausgearbeitete Fragebogen sind als amtliche Schriftstücke allen Beamten und Stationsleitern zunächst im Kongogebiet, dann in den französischen und englischen Besitzungen des nordwestlichen Teils von Innerafrika, also namentlich des Sudans, übermittelt worden. Die Zahl der eingegangenen Antworten, die mehr oder weniger erschöpfende Mitteilungen über die völkertkundliche Stellung des Gebiets der einzelnen Stationen enthalten, beläuft sich auf viele Hunderte. In derselben Weise wird Frobenius die östlichen Teile Innerafrikas anzugreifen suchen. Was Frobenius auf seinen eigenen Reisen in Innerafrika, seiner ersten im Kongogebiet und seiner zweiten im Sudan geleistet und was er von deren Ergebnissen beschrieben hat, ist danach nur ein kleiner Teil der Ergebnisse

des von ihm gelegten organifatorifchen Plans. Die von Frobenius gegebenen Aufklärungen laffen einen überrafchenden Einblid in die gefchichtliche Vergangenheit und in die Umbildung von Völkern zu, die der Forfchung bisher faft ganz entrückt waren.

Das gilt befonders auch von dem jetzt erfcheinenden Bande des großen Frobeniusfchen Werkes „Und Afrika sprach“, worin die wiffenfchaftliche Ernte in der letzten großen Expedition dargeboten wird. Vier Elemente find es, die eine Gefchichte des Sudan bis in Zeiten des Altertums hinein beleuchten. Erstens ein Einfluß der alten Aethiopier, des angeblich ältesten Volkes auf der Erde. Zweitens das Einströmen einer anderen, nämlich äthiopifchen Kultur von Norden her durch die Sahara. Drittens folgte auf dem ersten Wege von Osten her um den Anfang des Mittelalters die Macht byzantinifchen Wesens, das chriftliche Lehre und auch das chriftliche Kreuz bis an den Niger trug. Viertens wieder auf dem anderen Wege von Norden her der Islam, der bis auf den heutigen Tag nicht fo sehr herrschend im Sudan geworden ist, wie man bisher angenommen hat, sondern über den älteren und anderen Religionen und Kulturen nur mehr eine Lünke bildet. Aus diesen vier Elementen, ihrer gegenseitigen Bekämpfung und Durchdringung wird die Kulturgefchichte der Sudandvölker erklärt, und die Sammlung einer großen Summe von gefchichtlichen Ueberlieferungen gestattet auch die Verfolgung der politifchen Gefchichte mit einiger Genauigkeit wenigstens für eine Reihe von Jahrhunderten rückwärts.

Kleines feuilleton.

Gauhwirtschaft.

Fleischerfajspfeifen. In dieser Zeit der Fleischnot und -teuerung, da das deutsche Volk glücklich auf den Hund gekommen ist — siehe die Eröffnung der ersten Hundeschlachtereien in Halle a. S. — bringt eine rührige Industrie allerlei pflanzliche Präparate auf den Markt, die das Fleisch ersetzen sollen. In der Hauptsache besteht dieser vegetarifche Fleischerfaj aus verschiedenen zu Gries gemahlten Hülsenfrüchten und Grünern. Von jedem dieser Bestandteile kostet das Pfund 20—40 Pf. Der Preis der gemahlten und gefalzten Mischung aber beträgt 75—80 Pf. für das Pfund. Man sieht also, daß auch bei denen, die das darbenende Volk mit ihrem Fleischerfaj beglücken wollen, das Wort „verdienend“ groß geschrieben wird. . . .

In seiner Verwendung ist der pflanzliche Fleischerfaj etwas einförmig. Die „Braten“-masse wird zunächst mit Wasser zu einem Reifen Brei gekocht, um dann mit Ei, Zwiebel und geriebener Semmel zu Hackbraten, gefülltem Kohl, Klopfen und Fritandellen verwendet zu werden. Nun sagt schon Wilhelm Busch von Fritandellen, daß sie „unbeliebt in den meisten Fällen“, obwohl er dabei an reelle Fleischgerichte dachte und nicht an Imitationen durch Sutrogate. Der „vollendet feine Fleischgeschmack“, den alle Reklamotizen an diesen Pflanzen„braten“ rühmen, existiert nur auf dem Papier. In den Kostproben, die die einschlägigen Geschäfte verabreichen, schmeckt und riecht man nur Zwiebel. In vegetarifchen Speisebüchern werden die „Braten“ meistens nicht so stark gewiebelt, aber auch so werden die Grenzen eines sehr mäßigen Genusses nicht überschritten. Praktische Versuche im Haushalt ergaben auch nichts „verblüffend Fleischähnliches“, wenn man nicht gerade gehacktes Fleisch unter die pflanzliche Bratenmasse mischte.

Allein wenn man davon absieht, das Fleisch im Geschmack nachahmen zu wollen, gibt es einige billigere Gerichte aus Hülsenfrüchten in der Form von Fritandellen, die durchaus belömmlich, nahrhaft und wohlschmeckend sind. Hülsenfrüchte zählen bekanntlich zu den einseitigsten Nahrungsmitteln. Uebrigens gehören Bratpfeifen aus Hülsenfrüchten zum alten Bestand der vegetarifchen Küche, in der sie in verschiedenen Variationen vorkommen. Wer die nicht unerhebliche Mühe der Zubereitung nicht scheut, der versuche es zunächst einmal mit folgenden erprobten Zusammenstellungen:

Erbfen-Fritandellen. ½ Pfund gelbe Erbjen werden 12—24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht und dann in demselben Wasser mit einer kleinen Messerspitze Natron zu einem möglichst feinen Brei gekocht. Sie werden durch ein Sieb gerührt, mit 2—3 Eiern, Salz, etwas geriebener Zwiebel, nach Belieben auch mit einem Teelöffel voll Maggi sowie mit so viel geriebener Semmel — etwa 3 Kochlöffel voll — vermischt, daß sich kleine Bouletten daraus formen lassen. Diese paniert man mit Ei und geriebener Semmel und brät sie in Palmöl hellbraun. Sehr gut schmecken in der Erbjenmasse einige frische oder getrocknete, wieder aufgeweichte und gehackte Pilze. Auch kann man statt dessen einen Würfel von Maggis Pilzsuppe in die Erbjenmasse hineinbrödeln und darin eine halbe Stunde kochen lassen. Ebenso bereitet man Linsen-Fritandellen, nur daß hier der Masse noch gewiegte Petersilie zugefetzt wird. Bohnen-Fritandellen werden mit abgeriebenem Majoran gewürzt. Die Herstellungskosten dieser Fritandellen belaufen sich für eine Familie von 5 bis 6 Personen auf 45—55 Pf. ohne Kartoffeln und Sauce. Als Sauce reicht man braune Butter mit einigen Tropfen Maggi oder eine braune Zwiebelauce aus in Butter gerösteten Zwiebeln, Mehl, Salz, Gewürz und wenig Zitronensaft gekocht.

In der Reformküche des bekannten dänifchen Arztes Dr. Hindhebe werden zu Bohnenfritandellen außer den oben angegebenen Zutaten noch weichgekochte und durchgerührte Mohrrüben gegeben, zu Linsen in Wasser ausgequollene Grütze. Auch mischt er Linsen mit ¼ Bohnen, Erbjen zu gleichen Teilen mit Kartoffelbrei. Er bewilligt aber nur ein Ei zu einer Menge für 6 Personen, wodurch diese Gerichte etwas billiger werden. Auch ist man bei Hindhebe gedämpften Weiß- oder Rosenfohl zu Bohnen- und Linsenfritandellen. Die Hausfrauen müssen die Mischungen und Zusammenstellungen ausprobieren, die ihrer Familie am besten zuzagen.

m. kt.

Aus dem Pflanzenleben.

Sind unsere Laubpflanzen im Winter blattlos? Wenn die rauhen Herbststürme die letzten sommerlichen Blätter von Baum und Strauch heruntergezerrt haben und an Stelle der noch vor kurzem in herrlicher Herbstfärbung prangenden Laubkronen ein lahes Geäst von Zweigen und Stengeln deutlich von des Winters baldiger Ankunft predigt, dann spricht man gemeinhin von den blattlosen Bäumen und Sträuchern. In Wahrheit sind aber unsere Laubhölzer im Winter ebenso wenig blattlos wie die immergrünen Nadelhölzer, ganz abgesehen davon, daß es eine ganze Reihe von Laubhölzern gibt, die ihr Sommerlaub auch über Winter behalten; von Pflanzen letzterer Art seien nur die bekannten, Buchsbaum, Rhododendron, Stechpalme genannt. Und darum ist es auch falsch, wenn das Abfallen der Laubblätter vor Winteranzug als der Laubfall bezeichnet wird; präzis, ausgedrückt müßte es heißen: der herbstliche Laubfall der Sommerblätter. Diesem Laubfall parallel läuft im Frühjahr der Laubfall der Winterblätter, der von den meisten Menschen allerdings gar nicht wahrgenommen wird, eben weil nur wenige sich dessen bewußt werden, daß unsere Laubbäume auch im Winter Blätter haben, die zwar weit weniger ansehnlich, meist auch an Zahl beschränkter sind als die Sommerblätter, die aber doch vorhanden sind und im Frühjahr, wenn das Laub ausbricht, abgeworfen werden. Infolge ihrer Unscheinbarkeit werden diese Blätter auch so wenig beachtet, trotzdem sie oft schon vor dem Abfall der Sommerblätter verhältnismäßig groß sind.

Betrachten wir so einen seiner Sommerblätter entkleideten Zweig einer Kastanie, einer Eiche, eines Fliederstrauches oder einer anderen Pflanze, so sehen wir hart an der Stelle, wo die Sommerblätter gefessen haben, die Knospen, die das dem wärmenden Frühjahr entgegenschlummernde neue Leben bergen. Es sind dies Laub- und teilweise auch Blütenknospen. Nehmen wir nun diese Knospen näher in Augenschein, so bemerken wir alsbald, daß diese aus einer der Zahl nach bei den Pflanzen wechselnden Anzahl von Schuppen bestehen, die bald häutiger, bald lederartiger, bald fleischiger oder filziger Natur sind, vielfach eine Art Pelz tragen und manchmal ölig oder fettig sich anfühlen. Das sind die Winterblätter, die sich schirmend um die ersten Anlagen der künftigen Sommerblätter legen und die, wenn im Frühjahr das junge Laub herbrocht, als überflüssig abgestoßen werden. Dann bedecken diese Blätter in großer Anzahl den Boden, aber sie werden dann noch viel weniger beachtet als im Winter, denn dann sucht das Auge sich gut zu tun an den lebensfrischen Jungtrieben.

Diese Winterknospen mit ihren Winterblättern sind für die einzelnen Pflanzenarten genau so charakteristisch wie die Sommerbelaubung. Freilich gehört dazu das geübte Auge des Pflanzenfreundes, um aus Form, Größe, Farbe und Anordnung dieser Baumknospen das Wesen der Pflanze festzustellen. So sehr schwierig ist diese Unterscheidung aber durchaus nicht, wie jedermann leicht durch einen Versuch festzustellen vermag.

Allein nicht nur Bäume und Sträucher haben dieser Art Winterblätter, sondern auch das große Heer der Kräuter und Gräser, soweit es den Winter überdauert, steht nicht blätterlos da, auch hier ist an Stelle des reichen weiten Sommergewandes ein enganschließendes Nachtgewand getreten; die auf den Frühling wartenden Triebe sind auch hier in schützenden Winterblättern gehüllt. Nur sind hier die Winterblätter noch weniger augenfällig als bei Baum und Strauch, da sie zum größten Teil im Moder des Erdbodens oder gar im Schoße der Erde verborgen liegen. Wer aber danach sucht, der findet auch sie. Und wenn wir eine Zwiebel zur Hand nehmen, eine Tulpe, eine Hyazinthe, so haben wir auch im Grunde genommen auch hier nichts anderes vor uns als eine beblätterte Pflanze, nur die Form ist anders als bei der blühenden Tulpe oder Hyazinthe. So hat jede im Winter schlaf ruhende Pflanze ebenso gut ihren Blätterärmud wie die sommergrünen Pflanzen und an das Erwachen im Frühjahr schlief sie sich in gleicher Weise ein Laubfall wie beim Entschlafen im Herbst.

Ueberhaupt ist es mit der Winterruhe unserer Pflanzen so ein eigen Ding. Eine absolute Ruhe im Pflanzenleben gibt es hier ebenso wenig, wie gar von einem Sterben der Pflanze im Herbst die Rede sein kann. Die Pflanze lebt auch im Winter, wenn dieses Leben nach außen hin auch nur wenig in Erscheinung tritt. Wer die nötige Geduld hat, der vermag im Verlaufe von mehreren Wochen aber leicht einen Wandel im Aussehen der winterruhenden Pflanzen zu konstatieren. Der größte Teil der Winterarbeit der Pflanze läßt sich aber nur im Laboratorium des Chemikers nachweisen, handelt es sich hier doch um allerlei Stoffumwandlungen, die an dem Zellinhalt vorgenommen werden. So ruht das Leben nie, nur seine Formen nehmen andere Gestalt an, werden im Winter weniger augenfällig als im Sommer.

h—